

Klaus Pörtl:

Denkwürdige Erinnerungen eines altgedienten Germersheimer Professors

Wir alle kennen den Germersheimer Jammerspruch: wer nach Germersheim kommt, weint zweimal, einmal wenn er kommt und zum zweiten Mal, wenn er wieder geht. Soll ich nun zum dritten Mal weinen, weil mich der Dekan aus meinem bayerischen Pensionsidyll nach Germersheim zurückgerufen hat, um zum 60-jährigen Jubiläum des Fachbereichs für Sie eine Rede zu halten? Ich habe mir lange überlegt, was ich denn überhaupt sagen soll. Schließlich kam ich zu dem Entschluß – und die Organisatoren waren einverstanden –, Ihnen „Denkwürdige Erinnerungen eines altgedienten Germersheimer Professors“, sicherlich aus einer sehr persönlichen Perspektive meinerseits, vorzutragen, das heißt, von Ereignissen und Begegnungen einer gewissen Relevanz zu berichten, die mir seit 1971 hier oder auch in der Ferne widerfahren sind, als es mich ganz unvermutet aus dem spanischen Pamplona an das damalige ADI, das Auslands- und Dolmetscherinstitut der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim, heute natürlich Fachbereich Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft, verschlagen hatte. Jeder von uns hat seine eigene Biographie mit den entsprechenden Erfahrungen, nun aber müssen Sie nolens volens in wohl dosierter Auswahl mit meiner Germersheimer Biographie vorlieb nehmen, aber vielleicht werden Sie sich an manches erinnern, das auch Ihnen bekannt vorkommt.

Sprechstunden abhalten, gehört zur Routine eines Professors, die inzwischen für manche zur Problematik geworden ist. Man weiß ja nicht, was da alles vorkommt und besprochen wird, mögen böswillige Zeitgenossen argumentieren. Darum läßt man lieber die Türe offen, um dadurch eine Öffentlichkeit herzustellen. Ob das aber gelingt, wenn niemand draußen auf dem Gang Wache hält, sei dahingestellt. Ich erinnere mich allerdings eines höchst unangenehmen Vorfalles während einer Sprechstunde, wohlgemerkt bei geschlossener Tür, in noch jungen Jahren meiner Germersheimer Dienstzeit. Ich war damals gerade ein frisch berufener Assistenzprofessor, als ein hoch gewachsener Student in mein Dienstzimmer kam, sich unaufgefordert mir gegenüber hinsetzte, ein langes, spitzes Messer hervorzog und bedächtig auf den Tisch legte und unverfroren fragte, ob ich seine Seminararbeit – es ging um García Lorca –, bereits gelesen und benotet habe. Ich verneinte und sagte ihm, ich würde sie auch nicht lesen, weil ich seine Handschrift nicht entziffern könnte, er müsse die Arbeit maschinenschriftlich abgeben, einen PC gab es damals noch nicht. Mit flackernden Augen gab er zurück: „Sie brauchen sie gar nicht zu lesen. Sie können mir getrost eine 1 geben; denn ich bin genial“. Dabei drehte er das Messer mit der Spitze in meine Richtung. Ich wäre unehrlich, nicht zuzugeben, daß mir schon etwas mulmig zu Mute war. Doch es blieb in dieser Situation keine andere Wahl: nachgeben oder rausschmeißen. Ich entschied mich für rausschmeißen, stand auf, zeigte wortlos auf die Tür und – zum Glück – ging der Kandidat heraus und ward von mir nie mehr gesehen. Kurz darauf erfuhr ich, daß er in Klingenmünster gelandet war und bald darauf verstorben ist.

Da nach rheinland-pfälzischem Hochschulgesetz nur Professoren das Amt eines Dekans ausüben können, der vom Fachbereichsrat gewählt wird, erwischt es in Germersheim beinahe jeden Professor irgendwann einmal, auch wenn er sich lange genug mit Erfolg davor gedrückt hat. Denn so viele Professoren hat der Fachbereich nie gehabt; als man mich Ende der 70er Jahre zum Dekan gewählt hatte, waren wir gerade 11, heute sind es immerhin 16 Professoren. Vom mühsamen, zeit- und nervenraubenden Job eines Dekans zu berichten, möchte ich absehen, vor allem weil brisante Dinge zum Beispiel im Fachbereichsrat ohnehin unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfinden. Da fliegen schon manchmal die Fetzen, wenn es etwa um Stellen geht, und der eine den anderen Kollegen

mit hochrotem Kopf als Raubritter abkanzelt. Aber ein Erfolgserlebnis besonderer Art scheint mir doch heute noch erwähnenswert, wo sich doch jeder Dekan gerne ein kleines Denkmal setzen wollte: der eine mit der damaligen Studienreform nach endlosen Gremienberatungen, der andere mit der erfolgreich durchgesetzten Bepflasterung des Innenhofs zwischen Neuem Hörsaalgebäude und Mensa, und bei mir, ja bei mir stand der Park hinter dem Neuen Hörsaalgebäude im wahrsten Sinne des Wortes zur Diskussion. Ursprünglich gehörte das Gelände als ehemaliges Fußballstadion dem Sportclub Germersheim, das die Stadt in ihrem Wahn, möglichst viele Parkpätze zu schaffen, aufkaufen wollte. Ich bekam davon rechtzeitig Kenntnis und stellte mir als verantwortlicher Dekan, der tatenlos zusehen muß, wie man vor unserem Hörsaalgebäude ständig ein- und ausparkt, anstatt ein ruhiges grünes Gelände mit Erholungswert vor den Fenstern zu haben, die Kritik vor, die auf mich und andere Verantwortliche niederprasseln würde. Kurz entschlossen, ohne zu wissen, wie ich es richtig anpacken sollte, und unter Umgehung jeglichen Dienstweges fuhr ich direkt ins Kultusministerium zu dem für Liegenschaften zuständigen Referenten und klagte ihm, offensichtlich wirkungsvoll genug, unsere Not, und, ich übertreibe nicht, - es klingt wie in einem Märchen -, er öffnete eine Schublade, prüfte kurz eine Akte und sagte: „Wir haben da noch eine halbe Million frei, kaufen das Stadion und lassen es von einem Gartenbauarchitekten zum Park umwandeln“. Es war kein Traum: innerhalb kürzester Zeit war das Land im Besitz des Stadions, der Gartenbauarchitekt Olschewski aus Ludwigshafen wandelte noch im selben Jahr das etwas heruntergekommene Gelände in einen idyllischen Park um und die Stadt mußte ihren Parkplatzdrang woanders zu befriedigen suchen. Dankbare Mitglieder des Fachbereichs aus damaliger Zeit und für Insider heute noch in Erinnerung nannten den Park fortan in Anlehnung an meinen Vornamen Klausenau. Noch einmal, in den 90er Jahren, drohte die Stadt, diesmal in einem geplanten Deal mit dem Land, einen Teil dieses Parks für PKW-Parkflächen zu verunstalten: man wollte von An Fronte Beckers aus den Wall durchbrechen und uns parkende Blechlawinen vor die Nase setzen. Die Angst vor einer solchen unsinnigen Baumaßnahme bei uns war groß. Ich war damals zwar nicht mehr Dekan, aber als ehemaliger in die Professorenschaft zurückgekehrter Vizepräsident der Universität Mainz sah ich wieder keine andere Wahl als ohne Rücksprache mit irgendjemandem meine guten freundschaftlichen Beziehungen zum damaligen Wissenschaftsminister zu nutzen, der zusammen mit mir fünf Jahre lang das Amt des Vizepräsidenten der Universität Mainz inne hatte: er für die Forschung, ich für Studium und Lehre. Ich fuhr zu ihm, schilderte ihm die Notsituation eines im Grunde machtlosen Fachbereichs in einem über unsere Köpfe hinweg drohenden Verhandlungsgestrüpp zwischen Land und Stadt. Er sagte nicht viel, aber wenige Tage später erschien er in aller Früh unangemeldet beim Bürgermeister der Stadt Germersheim und stellte ihn vor die Wahl: entweder der Germersheimer Fachbereich bleibt bei der Universität Mainz oder die Stadt baut Parkplätze auf das Unigelände, dann aber wird der Fachbereich Landau zugeordnet, ein Schreckgespenst sowohl für uns als auch für die prestigebewußte Stadt Germersheim. Ob mir der damalige Bürgermeister heute noch böse ist, seine Pläne wieder durchkreuzt zu haben, weiß ich nicht. Wir jedenfalls haben mit diesem ministeriellen Eingriff zwei Fliegen auf einen Schlag erledigt: der Park blieb, was er bis heute ist, ein beliebtes Freizeitgelände für Bürger und Studenten, und der Fachbereich gehört nach wie vor zur Universität Mainz.

1985 haben zuständige Gremien in Mainz entschieden, daß zum ersten Mal mit mir ein Germersheimer als Vizepräsident die Universtätsgeschäfte in Mainz zusammen mit einem weiteren Kollegen und dem Präsidenten natürlich führen soll. Fünf Jahre lang habe ich diesen nervenraubenden Job ausgefüllt: natürlich war eine zusätzliche Wohnung in Mainz nötig, gelegentliche Stippvisiten in Germersheim wurden immer seltener. So schlecht jedoch muß der Kandidat aus der südpfälzischen Provinz in Mainz nicht eingeschlagen

haben; hat man sich doch nach mir mit Frau Kollegin von Bardeleben noch einmal aus Germersheim eine Vizepräsidentin geholt. Als Wissenschaftler muß man da auf einmal können, was man nie gelernt hat: nämlich mit Verwaltung und Personal richtig umzugehen, sonst ist man rettungslos verloren. Auch Kurioses konnte einem da durchaus begegnen. Einmal tauchte ein durchgedrehter bulgarischer Student ausgerechnet aus Germersheim beim Präsidenten auf; ohne sich anzumelden, stand er plötzlich in seinem Dienstzimmer auf der Matte und platzte heraus: „Herr Präsident, ohne Moos nichts los, ich brauche Geld“. Als der gute Präsident erfuhr, daß dieser Typ aus Germersheim kam, schickte er ihn kurzerhand zu mir. Nun hatte ich ihn vor mir und ließ ihn reden: von der Erbschaft eines Onkels flunkerte er, doch bis zur Auszahlung des Erbes bräuchte er einen Kredit und außerdem solle man in Germersheim endlich bulgarisch als Dolmetschsprache einführen. Irgendwann ist aber jeder mit seinem Latein am Ende, auch ein Verrückter. Ich sagte ihm, Verständnis heuchelnd, er solle wiederkommen, momentan könnte ich jedoch nichts für ihn tun. Am nächsten Tag erfuhr ich, - ich gestehe: erleichtert -, daß er wegen eines Unfalls in der Badewanne bei einer Freundin in der Uniklinik gelandet war. Von ihm fehlte später jede Spur, nur einen schrottreifen VW-Bus hinterließ er auf unserem Parkplatz, und vom Germersheimer Dekan erfuhr ich, daß er auch bei ihm sein Unwesen getrieben und ihn sogar mit einem Schwert zum Duell aufgefordert hatte.

Als Vizepräsident hat man, natürlich stets in Vertretung des Präsidenten, die Universität auch nach außen zu vertreten. Der Senat beschloß 1989, eine Partnerschaft mit der Linguistischen Universität Moskau, damals noch Maurice-Thorez Institut, einzugehen, wobei der zuständige Mainzer Partnerschaftsbeauftragte ein slawistischer Fachvertreter aus Germersheim sein sollte. Mit diesem Auftrag schickte man mich, den Iberoromanisten, der kein Wort Russisch versteht, zum Aushandeln eines Vertrags nach Moskau. Und damit es auch lohnte und keine Zeit überflüssig vertan wurde, stattete man mich noch mit einer Kurzzeitdozentur des DAAD aus, um russischen Studenten der Hispanistik spanische Filmkunst von Buñuel und Saura – eines meiner Spezialthemen – näher zu bringen, alles natürlich in Original auf Spanisch. Nun hatte ich das große Glück, daß die – so weit ich weiß – bis heute noch amtierende Rektorin, Frau Khaleeva, fließend Deutsch sprach und ihr Vizerektor Gontscharenko vom Fach her Hispanist war; auf diese Weise war die Kommunikation für die Vertragsverhandlungen problemlos, und für alle außeruniversitären Fälle, inklusive ein Dreitage trip nach St. Petersburg, damals noch Leningrad, stellte man mir noch einen jungen Dozenten der Hispanistik zur Verfügung, so daß ich drei Wochen lang russische Gastfreundschaft rund um die Uhr genießen konnte. Nur eines wurde für mich zum echten Problem, nämlich die für uns Mitteleuropäer ungewöhnliche Sitte der Russen, schon mittags vor dem Essen mit einem Wodka in Zahnputzglasgröße anzufangen. Mir blieb nichts anderes übrig, als brutal und möglichst unbemerkt die Blumentöpfe hinter mir zu alkoholisieren. Der Vertrag wurde aber, nüchtern betrachtet, klar und ohne Beanstandung für Mainz über die Bühne gebracht, und soweit ich informiert bin, funktioniert auch der Austausch deutscher und russischer Studierender zwischen Moskau und hauptsächlich Germersheim heute noch reibungslos.

Da waren die Dienstreisen zur spanischen Partneruniversität Valencia oder zur Universidad de los Andes nach Bogotá in Kolumbien oder an die Universität in Concepción de Chile allein sprachlich ein Kinderspiel, obwohl mir dann oft die Aufgabe zufiel, für die Mainzer Delegation zu dolmetschen. In Bogotá konnte ich – und das sehe ich für den Fachbereich Germersheim als den wertvollsten Gewinn an – unsere Dolmetschdozentin, damals Frau Sánchez, heute Frau Zeppernick davon überzeugen, ihren Freelandjob als erfolgreiche internationale Dolmetscherin aufzugeben und eine frei gewordene Stelle bei uns anzutreten. Im Café Oma im Hochhaus Tequendama von Bogotá verhandelten wir zäh, aber schließlich doch erfolgreich, vor allem als ich ihr kraft

meines Amtes versprach, was ich aber erst nachher mit der Personalabteilung aushandeln mußte, daß sie als Dolmetscherin auch – zwar in Absprache mit dem Institutsleiter, aber im Prinzip in wichtigen Fällen immer – während der Vorlesungszeit kurzfristige Dolmetschaufträge für internationale Konferenzen und Tagungen wahrnehmen dürfe, einfach aus der Überlegung heraus, daß der für die Dolmetschausbildung zuständige Dozent nie die Praxisnähe und Kontakte verlieren soll. Frau Zeppernick scheidet mit diesem Semester aus dem aktiven Dienst der Universität aus; ich danke ihr im Namen des Instituts, des Fachbereichs und der heutigen wie früheren Universitätsleitung für ihr engagiertes Wirken als Dozentin und Sprachmittlerin des Spanischen bei vielen internationalen Begegnungen an unserer Universität.

Von Bogotá aus flog ich im Auftrag des Präsidenten nach Concepción de Chile, um an der dortigen Universität die eingeschlafene Partnerschaft neu zu beleben. Ich dachte mir, dies unter anderem mit einem hispanistischen Fachvortrag anzuleiern und kündigte naiv, wie ich war, in einer Zeit der finstersten Diktatur eines Pinochet im Jahr 1986 einen Vortrag über das spanische Protesttheater unter Franco an, wo – allerdings im Untergrund – unter anderem auch bittere Satiren auf den spanischen Diktator erschienen sind, die ich blauäugig, wie eben ein europäischer Geisteswissenschaftler sein kann, dem höchst nervös reagierenden Publikum in meinen Analysen näherbrachte. Kein Chilene hätte ungestraft oder besser, ohne empfindliche Folgen zu spüren, so etwas anbieten dürfen, sagte man mir nachher. Bei mir sah man wohl darüber hinweg; die Gespräche allerdings mit dem Rektor, gewiß kein Gegner Pinochets, verliefen eisig, und man führte mich, wohl als boshafte Revanche zur als Ausflugsrestaurant hergerichteten Außenanlage der bei uns berühmten Colonia Dignidad, die, von einem deutschen Kriminellen gegründet, im Dienst Pinochets auch Folterungen an chilenischen Oppositionellen durchführte. Im Eingangsfoyer, so zeigte man mir, prangte ein deutsches Plakat mit kernigen Sprüchen und Grüßen eines Franz Joseph Strauß: so schnell wird man als Weltverbesserer quasi ohnmächtig auf den Boden der Tatsachen unserer Welt zurückgeholt.

Als Fachverteter für Iberoromanistik am Institut für Romanistik dieses Fachbereichs war ich oft als Gastredner in verschiedenen Ländern Lateinamerikas, am häufigsten in Venezuela und Kolumbien an unseren Partneruniversitäten, die kurioserweise beide Universidad de los Andes heißen, die eine in Mérida, in Venezuela, und die andere in Bogotá, in Kolumbien. Kein Wunder auch, denn beide Städte liegen mitten in den Anden, und als Flachlandtiroler der Südpfalz plötzlich auf ca. 3000 m Höhe zu landen beziehungsweise für ein paar Wochen zu wohnen, bedurfte schon einer gewissen Umstellung. Wenn mich heute ein Student fragt, ob es ratsam sei, mit einem Stipendium nach Kolumbien oder Venezuela zu gehen, würde ich sagen, durchaus – allerdings unter der Voraussetzung, daß man Anschluß an Einheimische hat und auch gewisse Vorsichtsregeln einhält. Ich war 2002 von den *teatros*, den Theaterleuten, Dramatikern und Regisseuren nach Medellín, angeblich die gefährlichste Stadt Lateinamerikas, zu Vorträgen eingeladen. Medellín ist aber auch die sauberste Großstadt, die ich kennengelernt habe. Wenn einer zum Beispiel eine Zigarettenschachtel auf den Gehsteig fallen läßt, kann es passieren, daß sie ein Passant aufhebt und einem zurückbringt mit der Bemerkung: „Sie haben das wohl verloren“. Die städtischen Busse blitzen vor Sauberkeit, und die Straßen sind picobello gefegt. Ich erlebte zum ersten Mal, daß ein Gastvortrag von mir, der in einem kinoähnlichen Vortragsraum einer Bank stattfand, ausverkauft war. Der Raum war mit ca. 300 Leuten gerammelt voll: man wollte einfach wissen, was ein Europäer, nicht ein Deutscher, zum lateinamerikanischen Theater zu sagen hatte. Das kam vor allem aus der auf hohem Niveau geführten Diskussion nachher zum Vorschein. Ich hatte nach mehreren Besuchen von Theatervorstellungen in Medellín die Erkenntnis, daß dort sowohl bühnentechnisch als auch vom Schauspielstil und der Stückwahl sowie

der Regie durchaus europäischer Standard geboten wurde, allerdings weiß man bei uns davon kaum etwas. Auch die Entfernung zwischen Europa und Lateinamerika hat für die *latinos* eine ganz andere Dimension. Als wir, meine Frau und ich, von den Theaterleuten in ein Vorstadttheater Medellíns, wohin sich ein normaler *paisa* – das sind die Bewohner Medellíns – nachts nicht mehr verirrt, mit einem Taxi gefahren wurden, dort eine hervorragende Inszenierung eines modernen Zweipersonenstücks, das man an diesem Abend nur für uns vorführte, sehen konnten und nach der Vorstellung in einem überdachten Innenhof gemütlich zusammensaßen und erfuhren, daß dieses Haus in früheren Jahren ein Vorstadtbordell gewesen war, das die Stadt nun in ein Theater mit regelmäßigem Spielbetrieb umwandeln ließ, war die Überraschung unsererseits groß und erinnerte an das, was Alejo Carpentier oder García Márquez als *real maravilloso*, als wunderbare Wirklichkeit für uns in ihren Romanen erstehen lassen. Eine junge Schauspielerin erfuhr, daß meine Frau Sängerin sei, und drängte sie, doch für uns etwas zu singen. Nach anfänglichem Zögern verschwand sie und man hörte von der dunklen Bühne aus dem Hintergrund ein glockenrein a cappella gesungenes Ave Maria von Arcadelt und dann ein in baskischer Sprache gesungenes Wiegenlied, worauf man mich fragte: „baskisch und bairisch ist doch das gleiche, nicht?“ So verschwimmen europäische Dimensionen aus lateinamerikanischer Sicht. Als ich dann zum Abschied die beteiligten Theaterleute zu einem Abendessen in ein vornehmes Lokal einlud und darauf bestand, daß auch unser junger Taxifahrer mit Tischkarte bei uns sitzen sollte, war man hoch erstaunt, vor allem auch, als ich ihn, der uns drei Tage lang durch Medellín und Umgegend sicher gefahren hatte, in meiner Dankesrede lobend hervorhob. So etwas kennt man in Lateinamerika nicht, hier sind die sozialen Strukturen, leider auch bei den Intellektuellen, zu verhärtet. Und ich glaube, so lange diese Kluft nicht überwunden wird, ändert sich auch nicht viel. Auf der Fahrt zum Flughafen beichtete der Taxifahrer meiner Frau unter Tränen, daß er so eine menschliche Behandlung noch nie im Leben erfahren hatte. Und an dem Tag unseres Rückflugs erfuhren wir, daß die damalige Präsidentschaftskandidatin und Gesellschaftskritikerin Ingrid Betancourt von den FARC-Terroristen entführt worden sei. Bis heute ist sie noch nicht frei; allerdings soll ihre ebenfalls mitgeführte Mitarbeiterin Clara Rojas inzwischen ein Kind von einem der Anführer der guerrilleros bekommen haben. Da kann man als Europäer nur sagen: García Márquez läßt grüßen...

Mein geschätzter Kollege Matthias Perl hatte den glücklichen Einfall, zu meinem Abschied im SS 2003 hier in Germersheim ein Deutsch-Tschechisches Hispanistenkolloquium zu organisieren, zu dem auch eine Verteterin der Südböhmischen Universität Budweis eingeladen war. Ich will es nicht leugnen und stehe auch dazu: ich bin in Budweis geboren und fühle mich stets als Böhme, oft eine bequeme Ausrede für meine gelegentlichen Unberechenbarkeiten, die man stereotyp den Böhmen nachsagt und unter denen angeblich Familie, Freunde oder auch Kollegen manchmal zu leiden haben. Ich sah die Gelegenheit als günstig an, der charmanten Kollegin Helena Zbudilová für ihr Budweiser Institut ein Monate vorher mühsam erstelltes und zu einem Band gebundenes Titelverzeichnis meiner ca. 5.000 Fachbücher und Textsammlungen aus der Iberoromanistik als Legat post mortem meam zu überreichen: ich wußte, 90% dieser Titel hat man in der Tschechischen Republik nicht beschaffen können, weil man erst ab den 90er Jahren im Westen Europas wieder Bücher normal kaufen kann. Mit anderen Worten: eine willkommene Geste, die auch das Eis zwischen mir und den Tschechen gebrochen hat. 2005 war ich mit einer für pensionierte deutsche Professoren ausgeschriebenen Gastprofessur der Johann-Gottfried-Herder-Stiftung ein SS lang an ihrem Institut in Budweis; dem Dekan, der sich bei meinen tschechischen Studenten umgehört hatte, wie denn dieser Deutsche, der kein Wort tschechisch, auch nicht deutsch, sondern nur spanisch sprach, eigentlich angekommen sei, wurde wohl überwiegend Positives

berichtet, so daß ich jetzt ab Februar 2007 offiziell von den Tschechen beauftragt worden bin, das Deputat von acht Wochenstunden meiner Kollegin Zbudilová zu übernehmen, die im Endstadium ihres Habilitationsverfahrens für fünf Monate freigestellt wurde. So kehre ich als pensionierter Ruheständler für ein Semester wieder voll aktiv dahin zurück, woher ich gekommen war, und zwar beinahe im wörtlichen Sinn: ich kam – so erzählte es meine Mutter – in der Klinik Dr. Schiha zur Welt, in der Ulice u tři lvů, zu deutsch Dreilöwenhofgasse, und gegenüber dieser heute nicht mehr vorhandenen Klinik ist das Institutsgebäude, wo ich im nächsten Monat über Cervantes oder García Márquez Vorlesungen und Seminare halten werde, ebenfalls in der Ulice u tři lvů, in der Dreilöwenhofgasse. Auch hier könnte man in etwa sagen: *lo real maravilloso*, García Márquez läßt grüßen, aber diemal nicht aus Lateinamerika, sondern aus dem wunderschönen, idyllischen Böhmen.